

# Überbecker Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Überbecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis, einschließlich der Unterhaltungsbeilage „Die Neue Welt“, vierteljährlich 2,00 Mk., monatlich 70 Pf.

Redaktion und Geschäftsstelle:  
Johannisstraße Nr. 46  
Fernsprecher Nr. 624.

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgepaßte Postzeit oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 4.

Donnerstag, den 6. Januar 1916.

23. Jahrg.

## Volk über Bord!

Von Hermann Wendel, M. D. R.

Vor dem Kriege waren die Serben das bestverleumdete Volk Europas!

Wer etwa in Deutschland kannte Serbien und die Serben mehr als oberflächlich? So nahm man gutgläubig hin, was an Nachrichten über dieses Balkanvolk aus meist sehr trüben Wiener Quellen rieselte, und fand sich noch durch die faulen Wige des „Simplizissimus“ in der Auffassung bestätigt, daß es sich bei den Serben um eine zum Königsmord neigende „Lausebande“ handle, die zu nichts Gutem fähig sei. Als sich gar an einer serbischen Angelegenheit der Weltkrieg entzündete, war man am wenigsten gestimmt und fähig, auf diesem Felde „umzulernen“, und wieder fand der „Simplizissimus“ mit den unsagbar rohen und unsagbar läppischen Versen Beifall:

Serbiens Heldenlöchne.

Die ihr im Frieden schon den Mord geübt,  
Ihr Raubgesindel mit den schmutzigen Händen,  
Euch gilt als Höchstes, was der Krieg euch gibt,  
Der edle Sport, den toten Feind zu schänden.  
Doch seid gewiß, ihr niederträchtigen Brut:  
Bald wird ein großer Jammer euch vernichten,  
Und jegliche Gemeinheit, die ihr tut,  
Ihr feigen Buben —: Verrückt wird sie richten!

Aber siehe da! ganz anders als dieses Gallenerbrechen eines hinter dem Ofen hockenden „Heimkriegers“ klang es aus dem berufenen Munde derer, die mit den Serben kriegerisch zu tun hatten. Als General Potiorek in den serbischen Bergen üble Erfahrungen gemacht hatte, schrieb das Leitblatt des k. u. k. Offizierkorps, die Dangersche Armeezeitung, von dem „Gegner, der an Schneid und unerbittlicher Energie kaum zu überbieten ist“, und als im Herbst dieses Jahres Deutsche, Oesterreicher und Bulgaren den serbischen Feldzug zum glücklichen Ende geführt, war alles erst recht des Lobes voll über die militärischen Eigenschaften des kleinen Volkes. „Die Serben“, sagte Oberst Usmanow, der Generalstabschef der ersten bulgarischen Armee, „haben sich mit unerhörter Zähigkeit und Tapferkeit geschlagen, die deutsche oberste Heeresleitung sprach von dem „zähen Widerstand des Kriegsgewohnten und sich brav schlagenden Gegners“, der Kaiser in seinem Glückwunsch an Mackensen von „einem mit zäher Ausdauer tapfer kämpfenden Gegner“, und ein Bericht des deutschen Hauptquartiers sagte noch einmal zusammen: „Als tapferer Kämpfer war der Serbe wohl ebenbürtig einzuschätzen“. Noch ein denkwürdiger Satz fand sich in diesem Bericht: „Die vermutete Heimtücke des serbischen Volkes war zur Mythe geworden“. Somit war die gehässige Fabel von den „feigen Buben“ und dem „Raubgesindel“ hündig erledigt!

Aber darüber hinaus machten unsere Soldaten Entdeckungen die Hülle und die Fülle bei dem „Lausevolk“, die sie sich nie hätten träumen lassen. Darüber erzählt ein Kriegsberichterstattung:

Es ist merkwürdig mit diesem Lande. Vom General bis zum Trainkutscher — alles ist überrascht. Dieses „Lausevolk“ ist reich — an Vieh, an fruchtbarem Boden. Die Dörfer machen einen geordneten Eindruck — man findet Schulen von einer Größe wie nicht immer in Westeuropa. Und die Menschen sind das Heberauschende. Entgegenkommend, freundlich, zu jeder Hilfe bereit da, wo man es erwarten kann — zurückhaltend und kühl, wo es der nationale Eifer gebietet. Wer das beste Frankreich kennt, findet Anlaß zu merkwürdigen Vergleichen.

So wird Serbien eigentlich erst durch den Krieg von uns „entdeckt“, aber daß es eines unheilvollen Krieges bedürfte, um Land und Volk zu „entdecken“, ist das unsagbar Traurige!

Die schönste Pflicht des Siegers ist es, gerecht zu sein, und die Gerechtigkeit verlangt das willige Eingeständnis, daß wir — nämlich Deutschland — all das, was wir jetzt über Serbien erfahren, schon im Frieden hätten wissen können! Aber wir haben immer nur gehört, daß die Serben Hammel zu stehlen pflegen, aber nie, daß zwanzig Jahre, ehe in Deutschland über das Frauenstudium überhaupt gesprochen wurde, in Serbien schon Vortragsstunden tätig waren und Doktorinnen der Philosophie im Lehrberuf wirkten. Man hat uns immer erzählt, daß die Serben Königsmörder seien, aber nie, daß ihr Schulwesen zum Teil vorbildlich genannt werden muß: das Land weist 3500 Schulen auf, der Unterricht in den Volks- und Mittelschulen ist unentgeltlich, der Besuch der höheren Schulen kostet monatlich nur vier bis zehn Franken, Lehrmittel und sogar Kleider werden bedürftigen Kindern kostenlos überlassen! Man hat stets mit abgedroschenen Wigen den angeblichen Ungezieferreichtum des Landes erwähnt, aber nie das mit allen Erfordernissen der neueren Heilwissenschaft ausgestattete Belgrader Hospital, über dessen Einrichtung und Erfolge mancher westeuropäische Chirurg staunen würde, und in dem rund 60 Prozent der Kranken umsonst behandelt und verpflegt wurden!

Hätte man überhaupt Lage und Schicksal dieses Balkanvolkes in Deutschland schon zu Friedenszeiten allgemein nicht

als billigen Operettenstoff, sondern als politisches und wirtschaftliches Problem aufgefaßt, so wäre vielleicht manches anders gekommen. Der Kern der serbischen Frage, bei der Politisches und Wirtschaftliches eng ineinander spielt, läßt sich in wenigen Sätzen darlegen. Serbien ist ein ausgesprochenes Ackerbauland von großer Fruchtbarkeit und zugleich ein klassisches Kleinbauernland: von den 293 421 bäuerlichen Besitzern haben 281 979, das sind mehr als 96 Prozent, ein Gut im Umfang von weniger als 20 Hektar, nur 42 Großbauern besitzen mehr als 100 Hektar, davon nur 3 mehr als 300 Hektar! Großgrundbesitz ist unbekannt, die Scholle gehört dem Bebauer! Daher folgte das ganze Volk, denn um Glück und Unglück jedes einzelnen ging es, mit leidenschaftlicher Teilnahme den Bestrebungen der serbischen Wirtschaftspolitik für die Erzeugnisse des Landes (Schweine, Getreide, Pflaumen) günstige Ausfuhrwege und gute Absatzmärkte zu schaffen. Aber — zweites Moment der Frage! — Serbien ist ein Land ohne Häfen und darum ohne mittelbaren Zugang zum Weltmarkt! Wolte Serbien wirklich wirtschaftlich unabhängig sein, mußte es nach diesem Zugang trachten. Wären nun — drittes Moment der Frage! — alle Serben, von deren zehn Millionen mehr außerhalb als innerhalb des Königreichs wohnen, unter einem Hut vereinigt, so hätte das Land auf der Handelsstraße von Moska Gora über Joticha, durch Bosnien und Herzegowina, den ersehnten Zugang zur Adria. Daher die Einigungsbewegung der Serben, die vom Standpunkt der Wiener Hofburg ebenso sicher als gemeingefährlich galt, wie sie vom serbischen Standpunkt berechtigt war, nicht anders als das Einheitsstreben des deutschen und italienischen

Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Dazu kam, daß mehrere Jahrhunderte Fremdherrschaft unter türkischem Joch den Serben einen sehr überhöhten Nationalismus ins Blut geimpft haben und daß weiter diese Fremdherrschaft politische Methoden bei ihnen entwickelt hat, die in Westeuropa nicht immer erfreulich anmuten.

Aber all das gehört heute, da wir an einem Tag Jahre leben, schon der Geschichte an. Gegenwart ist, daß wir, je nach Anlage erschütterter oder gleichgültig, in Serbien dem tragischen Verhängnis eines Volkes zuschauen konnten, das ohne seine Schuld — denn Völker lösteln immer nur aus, was die Herrschenden ihnen einbrocken! — in ein dunkles Schicksal hineingerissen wurde. Volk über Bord!

Und die Zukunft? Von der Zukunft wissen wir nicht mehr als die Nichtlinien, die wir Sozialdemokraten zu verfolgen haben. Vor dem Kriege ist oft das Wort gebraucht worden, Pflicht und Aufgabe der Sozialdemokratie sei es, sich der sogenannten „geschichtslosen Nationen“, zu denen auch die Serben zählten, anzunehmen. Diese Pflicht hat auch der Weltkrieg nicht von unseren Tafeln verloscht, und wenn wir uns eines Tages dafür einsetzen werden, daß auch den Serben die fernere Entwicklungsmöglichkeit nicht befummert wird, so tun wir das nicht nur zugunsten des kleinen, tapferen, zähen, kulturhungrigen und entwickelungsfähigen Volkes, sondern auch um des künftigen Friedens willen, der nur eine Dauer verspricht, wenn nirgends eine der wichtigsten wirtschaftlichen und politischen Adern Europas abgedrückt und so der Blutkreislauf des Erdteils künstlich gestört wird. Eine solche Ader sind die Serben!

## Von den Kriegsschauplätzen.

Im englischen Unterhause ist gestern das Wehrpflichtgesetz vom Premierminister Asquith eingebracht worden. Das Gesetz umfaßt alle Ledigen vom 18. bis zum 41. Lebensjahr. Bemerkenswert ist, daß dasselbe nicht für Irland gelten soll. Durch diese Maßnahme will man schweren Kämpfen, die zweifellos in Irland entstanden wären, vorbeugen und die Annahme der Vorlage erleichtern. Trotzdem dürfte sich die Sache noch nicht so einfach abspielen, als man denkt. Die Arbeiterorganisationen werden sich, soweit die Stimmung unter denselben zu erkennen ist, gegen die Bill aussprechen. So teilte der Präsident des Bergmannsverbandes in Südwales, einer großen, machtvollen Organisation, in einer Rede, die er in Pontypool hielt, mit, daß der ausführende Ausschuß des Verbandes einstimmig eine Entschließung gegen die Einführung der Wehrpflicht annahm. Windstone sagte: „Ich weiß, was ich sage. Wenn sich die Politiker nicht vorsehen, bringen sie das Kohlenrevier in Südwales zum Stillstand. Die britische Flotte hat dann keine Kohlen. Die Politiker haben die Folgen zu tragen.“

Die Regierung hat neues Öl ins Feuer gegossen, indem sie in Glasgow ohne jeden stichhaltigen Grund das Parteiblatt „Forward“ verbot. Im englischen Unterhaus kam es dieses Verbotes wegen zu lebhaften Auseinandersetzungen.

An der Hand des genauen Wortlauts der Resolution des französischen Parteitagess stellt die sozialdemokratische „Berner Tagwacht“ an die französischen Genossen eine Anzahl recht verhänglicher Fragen. Zum Beispiel, weshalb der Parteitag, indem er feierlich gegen die Verletzung des Völkerrechts und der internationalen Verträge protestierte, kein Wort über die Vergewaltigung Griechenlands oder auch die wirtschaftliche Vergewaltigung der Schweiz sagte, „und welches Recht“, schreibt das Blatt, „haben denn die Franzosen, von den Deutschen die Freigabe des Burgfriedens zu fordern, wenn sie selbst mit allen Mitteln den Burgfrieden predigen; was gibt ihnen das Recht, den Kampf gegen die imperialistische deutsche Regierung zu fordern, wo sie selbst die imperialistischen Regierungen der Ententeländer bis zum letzten Blutstropfen unterstützen wollen? Freilich, die französischen Sozialisten antworten, sie verteidigten eben die Demokratie, aber gab es nicht im August 1914 einen Moment, wo die französische Regierung gefragt wurde, ob sie im Falle des Krieges mit Rußland passiv bleiben werde, und hat nicht die gleiche Regierung geantwortet, daß sie tue, was ihre

Pflicht sei, das heißt, daß sie in den Krieg eintreten werde, nicht wegen der Rettung der Demokratie, sondern wegen des französisch-russischen Geheimvertrages, den heute noch nicht einmal das französische Parlament, geschweige das französische Volk kennt?“

Die „Tagwacht“ will das nicht zur Rechtfertigung der deutschen Politik sagen, aber es sei nötig, an diese Dinge zu erinnern, weil sie die Argumentation der französischen Sozialisten ins richtige Licht setzen und ihre unlogische, von krasser Einseitigkeit zeugende Haltung illustrieren.

Eine von über zweitausend Personen besuchte Arbeiterversammlung, die am 12. Dezember im Pariser Gewerkschaftshaus tagte, hat sich, wie die „Berner Tagwacht“ jetzt erzählt, in einer Resolution zugunsten einer energischen, umsichtigen und leidenschaftlichen Bewegung für die Einstellung der Feindseligkeiten ausgesprochen. Der Friede ercheine als die einzig rationelle Lösung der Feuerungsfragen und der Wohnungsnot.

Italienische Blätter sind voll des Lobes über die günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse in Apulien. Demgegenüber weist der „Avanti“ darauf hin, wie verheerend der Krieg auch dort wirkt. Bisher hätten die Vereinigten Hafenarbeiter 60 000 Lire an Unterstützungsgebern an die Mitglieder ausbezahlt; nicht besser sehe es auf dem Lande aus. Die Felder können nicht bebaut werden, weil es an Bargeld fehle. Tausende und Abertausende von Landarbeitern befänden sich daher in sehr bedrängter Lage. In einem anderen von der Zeitung stark gestrichenen Artikel spricht der „Avanti“ von der traurigen Lage der italienischen Landwirtschaft, und weist darauf hin, daß die Landwirtschaft den größten Prozentsatz von Soldaten an die Front liefere, daher auch die größten Verluste aufweise.

Auf dem Balkan scheinen sich jetzt größere Kämpfe vorzubereiten. Die Rückkehr der englisch-französischen Dardanellenflotte, die Landung von neuen Truppen in Kavalla und weitere Maßnahmen lassen darauf schließen.

Der Ausbruch einer inneren Krise in Rußland wird in einem längeren Artikel des Bukarester Halbamtlichen „Bitorul“ von gutunterrichteter russischer Seite als unmittelbar bevorstehend bezeichnet. Danach bildet die Frage der Revolution das Tagesgespräch der russischen politischen Kreise. Regierung und Reaktionäre sehen der revolutionären Bewegung wohlwollend gegenüber, da sie in ihr einen willkommenen Vor-

ward für den Abschluss des ersehnten Sonderfriedens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn erblickten. Bereits bei Unterzeichnung des Londoner Abkommens durch Rußland haben Hof und Rechte mit dem Beginn von Unruhen gerechnet, denn ein Passus der Londoner Konvention gibt Rußland das Recht, in einem derartigen Falle, unabhängig von seinen Bundesgenossen, Frieden zu schließen, um sein Heer zur Unterstützung der inneren Unruhen freizubekommen.

Die rumänische Presse schenkt den Ausführungen des „Bitorul“ große Beachtung, und in rumänischen politischen Kreisen wird dem beginnenden Umschwung der inneren Politik Rußlands für die Weiterentwicklung der Lage auf dem Balkan große Bedeutung beigemessen. Wir stehen derartigen Nachrichten über eine bevorstehende Revolution in Rußland sehr skeptisch gegenüber.

### Die Kriegslage.

Wien, 5. Januar. Amtlich wird berichtet:

#### Russischer Kriegsjahraplaß.

Unsere Truppen in Ost-Galizien und an der Grenze der Bukowina kämpften auch gestern an allen Punkten siegreich. An der begarabischen Front setzte der Feind in den ersten Nachmittagsstunden erneuert mit stärkstem Geschützfeuer ein. Der Infanterie-Angriff richtete sich abermals gegen unsere Stellungen bei Toporouk und an der Reichsgrenze östlich von Karanetz. Der Angreifer ging stellenweise acht Meilen tief gegen unsere Linien vor. Seine Kolonnen brachen vor unseren Hindernissen, meist aber schon früher unter großen Verlusten zusammen. Kroatische und ungarische Regimenter weitestwärts im jähren Ausschreiten unter der schmerzlichsten Verhinderung. Auch Angriffe der Russen auf die Weidenhänge bei Uscielj und in der Gegend von Jaglowice erlitten das gleiche Schicksal wie jene bei Toporouk. Weiter nördlich keine besonderen Ereignisse.

#### Italienischer Kriegsjahraplaß.

Infolge besserer Sichtverhältnisse war die Artillerietätigkeit gestern nachmittags an der ganzen lukanischen Front lebhafter. Im Krn-Gebiete und namentlich bei Dolanija erreichte sie große Heftigkeit. Ein neuer Angriff auf den von unseren Truppen gesicherten Graben nördlich Tolze und ein Handgranateneingriff auf unsere Stellung nördlich des Monte San Mihaele wurden abgewiesen. Unsere Flieger warfen auf militärische Stätten im Ala und Strigno Bomben ab.

#### Südsüdlicher Kriegsjahraplaß.

Keine Aenderung.

## Gegen Frankreich und Belgien.

### Deutscher Flieger über Calais.

Das „Petit Journal“ meldet aus Calais: Es gelang einer Lande, die vom Meere kam, unter dem Schutze eines Wolkenvorhangs die Stadt zu überfliegen und 3 Bomben abzuwerfen. Zwei Personen wurden verletzt. Das Flugzeug, das von Abwehrkanonen der Festung unter Feuer genommen wurde, entkam unverletzt.

## Gegen England.

### Beislagnahme des schottischen Parteiblattes „Forward“.

In Glasgow wurde das sozialistische Blatt „Forward“ wegen eines Verdicts beislaggenommen, den es über den Besuch Lloyd Georges am Clyde brachte, wo die Arbeiter der dortigen Munitionsfabrik gegen ihn, als er sie zur Stilllegung ihrer Tätigkeit aufforderte, eine feindselige Haltung einnahmen. Im Unterhaus brachte Henderson den Fall zur Sprache und fragte: Seit wann ist es in England ein Verbrechen, wenn ein wahrheitsgemäßer Bericht über den Empfang, den die Arbeiter dem Munitionsmittelhersteller überlassen haben, abgedruckt wird? Sind dies nicht schon die ersten Folgen der kommenden Dampfkraft? (Lauter, anerkennend Stillsitzen.) Weitere Fragen in derselben Form werden von anderen Mitgliedern gestellt. Ein Mitglied des Clyde beschränkt sich auf den Befehl des Parlaments, Maßnahmen zur Steigerung der Munitionserzeugung zu treffen zu widerlegen. Schließlich erklärte Premierminister Asquith, er werde erwägen, ob die Angelegenheit des Falls zur entsprechenden Behandlung vorgelegt werden darf.

„Daily Chronicle“ kritisiert gegen die Beislagnahme und hebt hervor, der „Forward“ habe gesagt, wie allgemein bekannt ist, daß die Rede Lloyd Georges in Glasgow zu beklagen, während ihn nur der Ehrgeiz des offiziellen Berichtes schmeichelt war, nicht offizielle Verleumdung sei aber eine Fälschung gewesen, deren Vermeidung durch die Beislagnahme des Parteiblattes verhindert werden sollte.

Das dem Artikel des „Forward“, der der englischen Zeitung und Gesellschaft durchaus nicht paßt, wird folgendes beigesetzt:

Der jüngere Teil wurde einer Aushandlung von Arbeiterschaft der Gewerkschaften an der Clyde von Lloyd George in London anwesend. Auf ihre Fragen und Befehle erwiderte der Minister, er werde demnach nach Glasgow kommen und dort eine Rede halten, und dann werde alles über wieder in Ordnung kommen. Und er ist gekommen, hat auch eine Rede gehalten und hat erwidert die Arbeiter in dem Gebiete angegriffen. Aber nicht in Ordnung gekommen. In Gegenwart, jetzt sind nicht allein die Arbeiter, sondern auch die Arbeiterführer in Lauchlin. In der Schweigehaltung in St. Andrews-Hall an Gelegenheit war die Haltung der Arbeiterführer und der Arbeiter entgegengesetzt feindselig gegen den Minister. Man hat ihn vor einer Rede gehalten, daß nach ihm einer der Arbeiterführer des Wort erheben sollte. Es war aber so weit vor, weilgerichte sich der Vorsitzende, Henderson, dem Berichtführer das Wort zu geben. Daraus haben die Arbeiter der Schweigehaltung den Minister, die ihn gebeten haben, zu kommen, und die Schweigehaltung ging in Schweigehaltung und zwar der Wirkung der Schweigehaltung auseinander. Die Arbeiter hielten darauf eine Protestversammlung im Freien ab, an der eine große Menge Arbeiter teilnahm und Teilnehmer teilnahmen. Daraus geht nichts in dem amtlichen Bericht, auch nicht, daß Lloyd George bei seiner Erscheinung in der Schweigehaltung ausgegriffen wurde ist. Schweigehaltung wurde während der Schweigehaltung die Arbeiterführer ergriffen und wurden in einem Hufe wieder drei Gurus auf Kommando nach dem Schweigehaltung.

Das Munitionsgesetz hat also eine starke Opposition gegen den Minister hervorgebracht und ihn zum meist gehaßten Mann an der Clyde gemacht. In der Fabrik von G. J. Weir wollte der Minister eine Ansprache an die Werkführer halten, was man aber mit der Begründung ablehnte, daß diese nur ihre Zeit verträdelten, wenn sie auf jemand hörten, der nur ein Advokat sei. Vergebens versuchte die Leitung des Werkes, die Leute auf andere Gedanken zu bringen. Der Minister machte darauf einen Rundgang durch die Fabrik, aber keiner von den 3000 Arbeitern nahm die geringste Notiz von ihm.

In der Fabrik von W. Beardmore & Co. stimmten die Werkführer einer Zusammenkunft mit Lloyd George und Henderson zu. Die Begleiter von Lloyd George, u. a. Lord Murry, durften aber nicht daran teilnehmen. Der Wortführer der Arbeiter sagte dem Minister offen, daß man ihm am Clyde mißtraue. Er forderte, daß den Kriegsgewinnen ein Ende gemacht werde, alle Zwangsarbeiten aufgehoben würden und die Gewerkschaften einen Einfluß auf die Arbeitsverteilung erhielten. Der Minister nannte diese Bedingungen revolutionär und lehnte jede weitere Besprechung ab. Dieselben Forderungen wurden von einem Arbeitsausschuß, der die Werkführer am Clyde vertrat, aufgestellt, aber auch hier lehnte Lloyd George die Besprechung ab.

Der Artikel schließt: Wenn Lloyd George den 250 000 Arbeitern, die am Clyde in die Angelegenheit verwickelt sind, nicht entgegenkommt, dann kriegt er sie nicht klein.

### Das Wehrgesetz im Unterhause.

Premierminister Asquith brachte im vollbesetzten Unterhause die Bill über den Militärdienst ein. Er trat dafür ein, daß die Wehrpflicht unter dem Derby'schen Plan verlängert werde und daß alle Unverheirateten, die nicht bestreit seien, sofort in das Heer eintreten sollten. Er sprach die Hoffnung aus, daß der in der Bill vorgesehene Dienstzwang unnötig sein würde. Asquith fuhr fort: Selbst wenn man von den Bruttoziffern des Derby'schen Berichtes die allergrößten Abzüge macht, so müßte man doch die Zahl der Unverheirateten, die sich nicht gemeldet haben, als sehr beträchtlich ansehen. Es ist daher notwendig, das den Verheirateten gegebene Versprechen einzulösen, daß sie nicht aufgerufen werden sollen, ehe die Unverheirateten in die Armee eingetreten sind. Die Bill sieht die automatische Aushebung Unverheirateter und kinderloser Witwer vom 18. bis zum 41. Lebensjahr vor, für die kein Grund zur Befreiung besteht. Die Leute werden fünf Wochen nach dem Inkrafttreten der Bill als angemeldet gelten. Die zur Landesverteidigung bestimmten Territorialtruppen werden unter die Bill fallen. Die Befreiungen werden diejenigen einschließen, die unentbehrliche Arbeiten verrichten und die für ihre Angehörigen zu sorgen haben. Wer sich aus Gewissensgründen weigert, wird nur vom Dienst im Felde befreit. Die Bill gilt nicht für Irland. In jedem Bezirk werden Tribunale errichtet, um die Gesuche für die Befreiung zu prüfen. Er glaube, die Bill werde, soweit man sie vollständig begreife, nahezu allgemeine Zustimmung finden; das Gruppensystem werde wieder in Kraft treten und die Leute könnten sich jetzt unter dem Gruppensystem melden, bevor die Bill in Kraft trete. — Sir John Simon begründete seinen Rücktritt zum Ministerium des Innern; er sagte, die Freiwilligkeit sei ein nationales Lebensprinzip. Er kritisierte, daß die Regierung den Zwangsdienst eingeführt habe, bevor nicht festgestellt sei, ob die Zahl der wirklich für den Militärdienst verfügbaren Unverheirateten nicht eine ganz unbedeutende Minderheit wäre.

### Das Ergebnis des Derby'schen Wehrfeldzuges.

Der Bericht über die Derbypropaganda gibt nach Reuter folgende Zahlen, die die Männer, die vor dem 23. November 1915 ins Heer eintreten, nicht einschließen. Die Gesamtzahl der unverheirateten Männer militärischen Alters ist 2 179 251, der Verheirateten 2 832 210. Es meldeten sich Unverheiratete 1 150 000, Verheiratete 1 679 253. Dafür wurden für untauglich befunden 207 000 Unverheiratete und 221 533 Verheiratete. 103 000 Unverheiratete und 112 431 Verheiratete meldeten sich zu sofortigem Dienstanztritt. 540 000 beim 1 344 979 meldeten sich zum Eintritt in das Heer nach dem Derby'schen Gruppensystem. Die Zahl der Unverheirateten, die sich nicht meldeten, ist 1 029 251. Davon gelten 378 071 als unentbehrlich, so daß 651 160 Unverheiratete übrig bleiben, die sich nicht freiwillig meldete, obwohl sie nicht anderweitig im öffentlichen Dienste beschäftigt sind. Bezüglich des den Verheirateten gegebenen Versprechens, daß sie nicht aufgerufen werden würden, wenn mehr als eine unbedeutende Zahl (wörtlich: negligible quantity) von Unverheirateten sich nicht meldeten, sagt der Bericht, daß 651 160 weit davon entfernt sei, eine unbedeutende Zahl zu sein. Es ist infolgedessen nicht möglich, sich der Dienste der Verheirateten zu bedienen, bis die Unverheirateten durch andere Mittel zur Dienstvernehmung veranlaßt sind. — Die Nachricht, daß noch vier Derby-Gruppen aufgerufen werden sollen, wird bestätigt. Es handelt sich um Unverheiratete von 23 bis 26 Jahren.

### Die Unterbindung des deutschen Handels.

Das Wehrpapier des englischen Auswärtigen Amtes enthält eine lange wohnierte Erklärung über die Maßregeln, welche ergriffen wurden, um Deutschlands Seehandel abzuwehren. Es wird darin betont, daß alles mögliche getan wird, um den Restriktionen Unannehmlichkeiten zu ersparen. Das Wehrpapier gibt einen Überblick über die Erfolge der britischen Politik, volle Informationen seien nicht zu bekommen, aber der Ausfuhrhandel Deutschlands sei ziemlich gerettet. Was die Einfuhr betreffe, glaubt man, daß einige der wichtigsten Artikel, wie Baumwolle, Rolle und Gummi seit vielen Monaten aus Deutschland ausgeschlossen seien. Andere, wie Getreide und Milchprodukte, seien, wenn überhaupt, nur zu Hungerpreisen zu haben. Die britische Flotte könne nicht verhindern, daß einige Artikel Deutschland erreichten; aber es sei bis zu einem Grade vom Erfolg getrennt, der von britischer Seite hier und in Deutschland früher für unmöglich gehalten wurde. Die Wirksamkeit der Blockade werde täglich klarer hervortreten, daß diese Erfolge ohne ernstliche Reibung mit den neutralen Regierungen erzielt wurden. Es seien gute Gründe vorhanden, auf die Wirksamkeit des Wohlwollens der Neutralen für Groß-Britannien nicht näher einzugehen; aber jeder, der die internationalen, militärischen und kommerziellen Lage der verschiedenen Länder in Betracht ziehe, werde sich für den Wert dieser Erzeugung nicht wundern. Das Wehrpapier sagt die Lage folgendermaßen zusammen: England sei Deutschlands überlegenster Gegner; es habe sich im Laufe der Jahre in einem großen Maße zu vergrößert, die Unterstützung der Ausfuhr von Gütern nicht zu gestalten, den Restriktionen gegenüber, ohne Deutschlands Exporten zu gefährden.

Zweitens würden alle Güterfrachten nach den neutralen Ländern, die an Deutschland grenzen, sorgsam untersucht, um Güter, die für den Feind bestimmt seien, zu entdecken. Wo Grund für die Annahme vorhanden sei, daß eine solche Bestimmung vorliege, würden die Güter vor ein Preisgericht gebracht, in zweifelhaften Fällen zurückgehalten, bis genügende Garantien gegeben würden. Drittens würden auf Grund der bestehenden Abkommen mit den kaufmännischen Körperschaften in den verschiedenen neutralen Ländern, die an Deutschland grenzen, strenge Garantien von Importeuren verlangt, und soweit möglich, der Handel mit dem neutralen Lande eingeschränkt. Viertens durch Abkommen mit Schiffschiffahrtslinien und durch strenge Anwendung des Mittels, Bunkerföhlen zu verweigern, sei ein großer Teil der neutralen Handelsflotte, die mit Skandinavien und Holland Handel treibt, bewogen, den Bedingungen zuzustimmen, die verhindern sollen, daß von diesen Schiffen Güter verfrachtet werden, welche den Feind erreichen. Fünftens werde jeder Versuch gemacht, Kontingente für die Einfuhr nach den neutralen Ländern festzusetzen, wodurch erreicht werde, daß die Neutralen nur soviel erhalten, als sie in normaler Weise für ihren Bedarf benötigen.

## Der Balkankrieg.

### Griechenland und die Alliierten.

Die griechische Note wurde nicht den Entente-Gesandten in Athen, sondern direkt der englischen und der französischen Regierung überreicht. Die Entente beabsichtigt, auf die Note nur eine Aufklärung bezüglich der Gründe der Verhaftung, aber keine Genehmigung zu geben. Mittwoch morgen wurde dem Gesandten des Bivervandes ein schriftlicher Protest gegen die Verhaftung griechischer Untertanen übermittelt.

Nach dem Blatt „A Vllag“ fordert General Sarraill durch die Gesandten der Entente-Mächte die griechische Regierung auf, sich der Ueberschreitung der griechischen Grenze seitens der bulgarischen Truppen auch in dem Fall zu widersetzen, wenn sie in Gebieten erscheinen, die bereits von deutschen oder österreichisch-ungarischen Truppen betreten worden. Die griechische Regierung wies diese Forderung ab, ebenso die weitere, daß die Ueberschreitung der griechischen Grenze nur im Rahmen eines Frontalangriffs geschehe. Die Entente-Gesandten teilten der griechischen Regierung mit, daß die Heeresleitung der Entente sich in der Zwangslage befinde, selbst für die Sicherung ihrer Operationen und der auf griechischem Gebiet befindlichen eigenen Truppen Sorge tragen zu müssen; dies mache es der Heeresleitung zur Pflicht, die für die Kriegsergebnisse bestimmten Gebiete als Kriegszone zu erklären und die unerwünschten Elemente ausnahmslos zu entfernen, auch wenn es griechische Untertanen wären. Der griechische Ministerpräsident protestierte dagegen aufs Schärfe und erklärte, daß die Regierung dieses Vorgehen als eine Verletzung der Souveränität Griechenlands betrachten müsse.

### Die türkischen Vergeltungsmaßnahmen.

Bei der amerikanischen Botschaft in Konstantinopel ist noch keine Antwort auf den Schritt der Porte eingelaufen. Die Wälder betonen zwar, daß die Türkei beschloß, einige Tage zu warten und nicht sofort Vergeltungsmaßnahmen zu ergreifen, erklären aber, daß die Regierung, wenn die Antwort nicht in einem oder zwei Tagen eintreffe, sofort die gegen die Untertanen der Verbandsmächte bereits beschlossenen Maßnahmen durchführen werde.

### Die Kriegslage bei Saloniki.

Der „Corriere della Sera“ meldet aus Saloniki: Französische Flieger, die über Petric und Strumitza Bahnhof Aufklärungsflüge unternahmen, berichteten, daß die Verbündeten auf der ganzen Linie Doirat—Gevgeli Truppen zusammenziehen, sodaß das Entente-Kommando einen baldigen Angriff erwartet.

Nach einer Reutermeldung aus Saloniki begann die englische Artillerie in Saloniki sich einzuschließen. Den Bewohnern der Stadt wurde mitgeteilt, es würden Schießübungen abgehalten.

Die englisch-französische Dardanellenflotte erhielt Befehl, nach Saloniki zurückzukehren. Vor Saloniki stehen Flotteneinheiten, die nicht nur den Zweck haben, Griechenland einzuschließen und ein etwaiges aggressives Auftreten Griechenlands zu verhindern.

### In dem griechischen Hafen Kawalla.

Stiefen unter dem Schutze von vier englischen Kreuzern englisch-französische Transportschiffe ein. Sie landeten zahlreiches Kolonialmilitär und Kriegsgüter. Diese Transportschiffe sind unter dem Schutze eines Kreuzers wieder ausgelassen. Drei andere Kreuzer blieben vor Kawalla.



Zur Befestigung von Chalkidike durch die Entente.

## Der Seetrieg.

### Zum Untergang der „Persia“.

Die meisten Überlebenden der „Persia“ haben starke Quälungen erlitten. Die Geretteten wissen nur wenig über die Katastrophe zu erzählen. Der Untergang spielte sich so schnell ab, daß den Passagieren kaum zum Bewußtsein kam, was sich eigentlich ereignete. Sie spürten eine schreckliche Explosion, die das Schiff erschütterte. Das Schiff erhielt sofort starke Schläge und nur diejenigen, welche sich nicht im Speiseraum waren,

Konnten entinnen. Von Deck sprangen die meisten in See. An Bord herrschte große Verwirrung. Der Amerikaner Grant trieb auf einem Stück Bruchholz drei Stunden auf dem Meer umher, bevor er von einem Boot aufgenommen wurde. „Das letzte, was ich sah,“ erzählte er, „war der Bug der „Perlia“, der sich hoch über das Wasser erhob. Es war ein schrecklicher Anblick, als das Schiff unterging.“

Nach der „Times“ wünscht die amerikanische Regierung anscheinend eine friedliche Beilegung des „Persia“-Falles; alles in der Art, wie der Untergang der „Arabic“ und der „Hesperian“ beigelegt wurde. Der Washingtoner Korrespondent der „New York Sun“ meint, daß es vielleicht unmöglich sein werde, zu beweisen, daß die „Perlia“ durch einen Torpedo, und nicht durch eine Mine zum Sinken gebracht worden sei. Der Washingtoner Korrespondent der „Times“ glaubt, daß im Westen wenig Interesse für maritime Fragen herrsche, und das deutsche Argument, daß amerikanische Reisende auf eigene Gefahr handeln, wenn sie auf englischen Schiffen fahren, auf die Massen Eindruck mache. Der deutsche Botschafter Graf Bernstorff gebe sich die größte Mühe, den Frieden zu erhalten.

Umtlich wird aus Washington mitgeteilt: Die Regierung wird handeln, sobald eine genügende Information bekannt ist. Die Beratungen des Kabinetts wurden aufgeschoben, weil nicht genügend Informationen vorhanden waren, aber der Präsident besprach die Lage bereits mit mehreren Mitgliedern der Senatskommission für Auswärtige Angelegenheiten.

## Die Kämpfe im Orient.

### Englische Niederlage in Indien. — Massenverhaftungen.

Die Streitkräfte des Emirs von Afghanistan haben neuerdings die Grenze überschritten und sind in Nordindien eingetroffen. Wie der in Bagdad erscheinende „Sedai Nam“ mitteilt, hat zwischen etwa 10 000 Afghanen und indischen Truppen ein erbitterter Kampf stattgefunden, in dem die Engländer eine empfindliche Niederlage erlitten haben. Die Verluste der englischen Kolonialregimenten belaufen sich auf 1000 Tote und 1000 Verwundete.

Die Gärung unter der mohammedanischen Bevölkerung Nordindiens hat durch die Erfolge der Afghanen neue Nahrung erhalten. Die englischen Behörden bemühen sich jetzt, die revolutionäre Gärung durch drakonische Maßnahmen einzudämmen. Über 4000 mohammedanische Inder sind unter dem Vorwand, die Afghanen zu begünstigen, in Gefängnis gemurrt worden.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

#### Ueber neue Steuervorlagen

Berichtet die „Parteilose politische Korresp.“ u. a.: Neuerdings spricht man in unterrichteten Kreisen davon, daß 4—500 Millionen Mark an neuen Steuern notwendig sein werden, um die Fehlbeträge des Reiches zu decken und die Mittel zur Fortsetzung der Schuldentilgung zu gewinnen. Die ordentlichen Ausgaben für Heer und Flotte (etwa 1100 Millionen Mark) sollen nicht mehr durch die Kriegsanleihen, sondern wieder ganz durch die ordentlichen Einnahmen gedeckt werden. Zum Lebensunterhalt notwendige Dinge werden nicht besteuert werden.

#### Bericht über Ernährungsfragen.

Der amtliche Bericht über die Verhandlungen des Haushaltsausschusses des Reichstages über die Ernährungsfragen ist nunmehr der Öffentlichkeit übergeben worden. Der Verfasser des Berichts, Abg. Graf Westarp, hat den Bericht allerdings etwas stark landwirtschaftsfreundlich gefärbt. So hat er den Inhalt der Reden der Abgeordneten Rösche, Kretsch u. v. ziemlich ausführlich wiedergegeben; die Ausführungen der anderen Abgeordneten aber ziemlich summarisch abgehandelt. So ist z. B. die mehr als einstündige Rede des Abg. Köppler, die dieser über die Mühlenfrage hielt, kaum besonders erwähnt worden. Die agrarische Presse wird vermutlich jene Teile der weitesten Öffentlichkeit unterbreiten, die den Anschein erwecken, als ob die Landwirtschaft besondere Opfer gebracht hätte. Demgegenüber muß doch darauf hingewiesen werden, daß, wie schon die lange Dauer der Verhandlungen zeigt, die Kritik an der Landwirtschaft und an der Versorgung mit Lebensmitteln eine ziemlich ausgiebige gewesen ist. Die Sitzung, in der die Feststellung des Berichtes erfolgte, war derart ungünstig angelegt, daß wohl die Mehrzahl der Mitglieder kaum in der Lage war, vorher den Bericht einem genauen Studium zu unterziehen und daraus erklärt es sich, daß eine Reihe von sehr beachtlichen Mängeln ungerügt mitunterlaufen sind. Die Verhandlungen im Plenum werden allerdings für genügende Klarheit sorgen.

## Nus Lübeck und Nachbargebieten.

Donnerstag, 6. Januar.

Wer ist kriegsverwendungsfähig, wer garnisonverwendungsfähig und wer arbeitsverwendungsfähig? Diese Bezeichnungen werden von den militärischen Dienststellen gegenwärtig amtlich gebraucht zur Kennzeichnung der drei verschiedenen Grade der Dienstfähigkeit. Ueber die Bedeutung der Bezeichnungen herrscht vielfach Unklarheit, und zwar hauptsächlich deshalb, weil man noch immer an die Verhältnisse der Friedenszeit denkt. — Im Frieden gab es nur zwei Grade der Dienstfähigkeit, nämlich „felddienfähig“ und „garnisondienfähig“. — Jetzt im Kriege gibt es drei Grade der Dienstfähigkeit, nämlich:

1. kriegsverwendungsfähig (abgekürzt: k. v.),
2. garnisonverwendungsfähig (abgekürzt: g. v.),
3. arbeitsverwendungsfähig (abgekürzt: a. v.).

„Kriegsverwendungsfähig“ sind die Wehrpflichtigen, die zum Dienste beim Feldheer für tauglich befunden sind. Hierzu zählen im allgemeinen alle, die im Frieden als „felddienfähig“ ausgehoben sind; aber auch viele, die in Friedenszeiten „garnisondienfähig“ oder dem Landsturm überwiesen waren, werden im Kriege „kriegsverwendungsfähig“ sein. Denn im Frieden wurden bei der großen Zahl der Gestellungspflichtigen und dem begrenzten Bedarf alle, deren körperlich-leistungs-fähigkeit auch nur im geringsten vermindert erschien, für „garnisondienfähig“ erklärt oder dem Landsturm überwiesen. Im Kriege gibt es beim Feldheer mehr Verwendungsmöglichkeiten als beim ruhenden Heer im Frieden.

„Garnisonverwendungsfähig“ sind die Wehrpflichtigen, die zur Ausübung des militärischen Dienstes in der Garnison (z. B. des Wach-, Bewachungs-, Ausbildungs-, Bureau-, Handwerkerdienstes usw.) für tauglich befunden werden.

Hierzu zählen im allgemeinen die im Frieden als „garnisondienfähig“ Gemusterten, soweit sie inzwischen nicht für „kriegsverwendungsfähig“ oder für nur „arbeitsverwendungsfähig“ erklärt worden sind.

„Arbeitsverwendungsfähig“ sind die Wehrpflichtigen, die zum eigentlichen militärischen Dienst, d. h. zum Dienste mit der Waffe, ungeeignet sind, aber zum Dienst als Armerungsoldaten (Schanzarbeiter) oder zu einer ihrem bürgerlichen Berufe entsprechenden Beschäftigung verwendbar erscheinen.

Die Zuweisung zu einer dieser drei Gruppen ist nicht ein für allemal feststehend. Vielmehr kann im Verlauf der Zeit eine Änderung des Dienstfähigkeitsgrades eintreten; denn es ist möglich, daß jemand, der z. B. eines vorübergehenden Leidens wegen nur für „garnisonverwendungsfähig“ oder „arbeitsverwendungsfähig“ erklärt wurde, nach Behebung dieses Leidens „kriegsverwendungsfähig“ wird.

Maßgebend ist in jedem Falle einzig und allein die von der zuständigen Militärbehörde ausgestellte amtliche Bescheinigung, das heißt: für Wehrpflichtige, die zurzeit nicht eingezogen sind, der Ausweis des Bezirkskommandos, für alle gegenwärtig zum Militärdienst Einberufenen eine Bescheinigung des Truppenteils. Wenn in den Militärpapieren der Grad der Dienstverwendungsfähigkeit nicht klar mit der Bezeichnung „kriegsverwendungsfähig“ (k. v.) oder „garnisonverwendungsfähig“ (g. v.) oder „arbeitsverwendungsfähig“ (a. v.) oder „garnison- und arbeitsverwendungsfähig“ (g. u. a. v.) angegeben ist, sondern noch mit einer alten Bezeichnung, wie zum Beispiel „L. v. W. N.“, so wende man sich unverzüglich an die nach den vorstehenden Ausführungen in Betracht kommende militärische Stelle. Von dieser wird jedem auf sein Ersuchen in die militärischen Ausweispapiere hineingeschrieben, welcher von den oben genannten drei Gruppen er angehört.

Der Monat Januar in dem nach den kürzesten Tagen wieder die Zunahme der Tageshelle zu verspüren ist, hat seinen Namen von dem römischen Gott Janus erhalten, von dem Gott des Himmels und der Sonne, den man mit einem Doppelgesicht darstellte, um anzuzeigen, daß das Licht der Sonne nach allen Seiten hin dringe. Weil das Erscheinen des Lichts eine neue Zeit ankündigt, bestimmte Julius Cäsar den dem Janus heiligen Monat zum ersten des Jahres und damit der Beginn der neuen Zeitrechnung von guter Vorbedeutung für einen günstigen Verlauf sei, pflegte man sich im alten Rom durch Glückwünsche und kleine Geschenke zu erfreuen, ein Brauch, der sich bis in unsere Tage erhalten hat. Für gewöhnlich bringt der Januar die kältesten Wochen des Jahres, und unsere Vordadern, die sich das Jahr als ein rollendes Jahr dachten, das 12 Speichen oder Monde zählte, nannten sie die erste Speiche in dem Räderlauf mit Rücksicht auf den strengen Witterungscharakter den Hartmond. Der Landmann sieht es gerne, wenn der Januar vor Kälte knarrt, verspricht er sich doch dann eine reiche Ernte. Von einem milden Januar behauptet dagegen der Volksmund: „Janen im Januar die Muden, so muß der Bauer nach dem Futter guden“. — „Ist der Januar naß, so bleibt leer des Winzers Faß“. Von den Wetterregeln, die sich an einzelne Tage heften, seien folgende hervorgehoben: „Ist Neujahr schön hell und klar, so deutet das auf ein fruchtbar Jahr: „Dreikönigstag (6. Januar) hell und klar, verspricht ein gutes Weinjahr“, „St. Paulus (25. Januar) schön mit Sonnenschein, bringt Fruchtbarkeit dem Korn und Wein“. Wenn zu Beginn des zweiten Drittels des Monats die Zunahme der Tageshelle deutlich spürbar ist, wenn die früher steigende Sonne sich wieder der Erde annähmt, dann sieht man, daß der Winter fällt, und im Volksmund heißt es daher vom 20. Januar: „Jabian Sebastian läßt den Saft in die Bäume gahn“.

An die Front kam Mitte Dezember einer unserer Mitarbeiter, der in früheren Jahren u. a. Berichte über die Porträts der Oberstabskommande lieferte. In nachstehendem Feldpostbriefe schildert er uns seine Eindrücke wie folgt:

Rußland, Ende Dezember 1915.

Der früh Herbst rief mich zur Fahne und der Dezember zur Front, jedoch ich meinem bisherigen Wirkungskreis gänzlich entriekt wurde.

In den folgenden Zeilen will ich nun meine Fahrt zur Front schildern. Als Fahrer einer Landsturm-Pionier-Kompagnie zugeteilt, ging am 11. Dezember mit einem Etztrage auf 5... 20 Pferde und 7 Wagen waren unserer Pflüge und Ochsen anvertraut worden. Während wir Fahrer uns bei den Pferden einquartierten, belegte die Pioniere die Personenzüge. Abends gegen 6 Uhr verließ der Zug die Halle. Nach andauerndem unergütlichen Gerüttel und Geschüttel macht der Zug nachts 12 Uhr den ersten Halt. Wir befanden uns auf dem Bahnhof Wittenberge, wo wir sehr gut verpflegt wurden. Wir Fahrer hatten in dem Heu eine gute Lagerstätte. Indessen die Pioniere klagten am andern Morgen bei der Raft in Berlin-Moabit über ihr hartes Lager, ihre mühen Knochen. Die Fahrt durch Berlin, der Reichshauptstadt, hinterließ bei uns allen einen erbebenden Eindruck. Herrliches klares Wetter — die goldige Morgensonne hatte ihre Strahlen über das endlose Häusermeer ausgebreitet. Überall, wo wir durchstamen, blieben die Berliner stehen oder sie traten an die Fenster, teilweise erst halbangezogen, um uns durch Tächer-schwenken den letzten Abschied zu wünschen. Ueber Frankfurt a. O., Guben und Plegnitze erreichten wir abends gegen 10 Uhr Breslau, wo wir die letzte Verpflegung auf deutschem Boden erhielten. Dann ging's weiter. Eine kalte und regnerische Nacht folgte. Wir schliefen infolgedessen sehr schlecht. Am 13. morgens 8 Uhr hielt der Zug auf russischem Boden in Czestochowa, wo wir in einer dazu bestimmten Verpflegungshalle warme Reissuppe erhielten. Die fernere Fahrt ging jetzt nicht mehr so flott konstant wie in Deutschland. Wir mußten oft auf der Strecke warten, um andere Züge durchzulassen. Während dieser Aufenthalte zum von allen Seiten die Bevölkerung, meistens Juden, herbei. „Kaufen gutes Herr Zigaretten, Zigaretten, Butter, Wurst usw.“, hörte man bunt durcheinander. Für gute russische Bauernbutter bezahlten wir 1,50 Mark pro Pfund, was gegen jetzige deutsche Verhältnisse sehr billig ist. Ebenfalls wurden warme und gesüßmilde Semmel und Klößen preiswert verkauft. Das, was wir von der Bahn aus von Kusland sehen konnten, waren große Flächen Ackerlandes, ausgedehnte Nadelwälder. Nur vereinzelt erblickt man ein paar Bauerngehöfte und hier und da Trümmerhaufen niedergebrennter Häuser, Magazine und Bahnhofsstellen. Ueber Komorabomst und Petrikow erreichten wir am 14. morgens Warschau. Je weiter wir nun ins Land kamen, desto kälter wurde es. Unaufrichtig ging es vorwärts. Teilweise mußte sehr langsam und vorsichtig infolge provisorischer Dämme und Brücken gefahren werden. Nun erblickte man schon mehr Leben: Erdhöhlen, Felte und sonstige Wohnungsverhältnisse in im Stuppengebieten liegenden Kamischaiten. Ebenfalls die Trümmerhaufen mehren sich. Ueber Brest-Litovsk erreichten wir am 15. mittags 6... wo wir eingeladen wurden. Von hier aus bis zu unserem Bestimmungsorte hatten wir an Strapazen viel auszuhalten. Wir mußten noch 15 Kilometer zurücklegen, bis wir wieder und hungrig an der Schloßquartier erreichten. Ein teilweise abgedeckte Sägen-dienst: uns als Pferdehelfer und Schloßquartier. Umsonst aber war das Bemühen, einzuschlafen, die Kälte und der Jagdmund hinderten uns daran. Es war eine harte Nacht, so zaghaft. In der Dämmerung des folgenden Morgens ging's weiter. Alles befand sich in gereizter Stimmung infolge körperlichen Unbehagens. Die

Strecke, die wir bis zum Einbruch der Dunkelheit zurücklegten, betrug 35—40 Kilometer. Die Wege wurden immer unebener und sumptiger. Wir Fahrer mußten vom Bod bzw. Pferd steigen und nebenher laufen. Von den Pionieren, die mit gedämmtem Äffeln vor uns hermarschierten, machte alle Augenblick einer schlapp. Diesen nahmen wir hilfsbereit die Tornister ab und luden sie auf unsere Wagen. Die Nacht über logierten wir ebenfalls wieder schlaflos in einer halbabgebrochenen Scheune. Die Entfernung bis zu unserem Bestimmungsorte machte noch einen halben Tagesmarsch aus. Am Mittag des anderen Tages sahen wir uns erst wieder in Bewegung, denn wir mußten in der Dunkelheit einrücken. Bei Tage würde uns der Kusse unter Feuer genommen haben, weil das Dorf, in dem wir bleiben sollten, nur 300 bis 1000 Meter vor der Front liegt. Unheimlich war das Gefühl, als wir über die trüpplichen und holprigen Wegen immer weiter in die Wildnis einbrangen. Russische Bevölkerung hatten wir schon lange nicht mehr erblickt. Dörfer und Gehöfte standen, wenn sie nicht von Militär belegt waren, leer da. Unsere Pioniere, die 30 bis 40 Jahre zählten, hatten sich nie träumen lassen, daß sie in eine so kühle Gegend und so dicht an die Front kämen. Das Dorf, in dem wir am Abend unser Quartier bezogen, war zum Teil schon von Artilleristen belegt. Wir mußten uns möglichst geräuschlos bewegen. Nach der Frontseite hin durfte kein Lichtschimmer fallen. Am Tage nach unserem Einrücken besserten wir unseren Pferdehelfer aus und richteten uns unsere Behausung häuslich ein. Die Gehöfte sind alle aus Holz gebaut und umfassen nur einen Raum mit Kamin. Mit Kamin, das ist schon gesagt, da könnte man heizen. Aber seltsam Ungesicht, der Kamin ist auch aus Holz; nur durch eine einzige Schicht Mauersteine vom Gehöft getrennt. Und so erleben wir alle Abende mindestens einen Kaminbrand. Vor ein paar Tagen ist erst ein ganzes Haus dadurch in Flammen aufgegangen. Unser Kamin ist ebenfalls nachts zweimal durchgebrannt. Der Patrouilleposten weckte uns. Nun haben wir den Kamin gründlich ausgemauert. Der Raum, den wir 13 Fahrer bewohnen, ist 5 Meter lang und ebenso breit. Die eine Hälfte nimmt der Kamin und unter selbst zurechtgeimmertes Lager ein. In der anderen Hälfte stehen zwei ebenfalls von uns angefertigte Tische, sodas die Bewegungsfreiheit ziemlich beeinträchtigt ist. Immerhin sind wir zufrieden, einigermaßen Unterkunft zu haben. Unsere Pioniere rüden jeden Abend aus, um im Schutze der Dunkelheit vor unseren Stellung Drahtverbaue anzufertigen. Am Tage wie Nachts vermindert man mehr oder minder Gewehrfeuer und Maschinengewehrknatter, dann und wann fällt auch ein Artillerieschuß. Auf unser Dorf scheint der Kusse es aber nicht abgesehen zu haben, denn seine Geschosse fliegen weit über uns hinweg. In der Dunkelheit stammen in der Frontrichtung zahlreiche Raketen auf. Unser Dorf glaubt der Kusse wohl von Truppen unbezegt. Er könnte es sonst durch ein paar Schiffe in Brand legen. Beispielsweise hatte unsere Artillerie eine Scheinbatterie auf einem Hügel unweit des Dorfes aufgestellt und schon krachten die Geschosse der Russen, die dicht dabei einschlugen. Ein Zeichen für die Treffsicherheit derselben.

Damit will ich meinen Bericht abbrechen. Hoffentlich werden wir bald mal was von der Außenwelt zu hören bekommen. Keine Zeitung und keine Post ist bisher angekommen. Nicht einmal Liebesgaben erhielt wir. Wir leben so abgeschlossen von aller Welt.

Inzwischen zeichne ich mit vielen Grüßen an Sie und Gen. St. Ihr M. S.

Gewerbeanmeldungen für die Monate Oktober, November, Dezember 1915. 1 Blumenhändler, 1 Brothändler, 1 Buchbinder, 1 Buch- und Papierwarenhändler, 1 Butterhändlerin, 1 Chemiker, 1 Drechler, 1 Fischhändler, 1 Frieurin, 1 Fuhrmann, 1 Fuhrwerkbesitzerin, 1 Gärtnerei, 4 Händler, 9 Händlerinnen, 2 Hüter- und Flaschenhändler, 1 Kaufmann, 2 Kaufm.-Agenten, 1 Kinomatographenbesitzer, 2 Kolonialwarenhändler, 1 Konfektwarenhändler, 3 Krämer und Flaschenhändler, 1 Kranzbinderin, 1 Kunstboniatribulant, 1 Kunst- und Landschaftsgärtner, 1 Leberhändler, 1 Musikinstrumentenmacher, 4 Papiere- und Galanteriewarenhändler, 1 Penzionatinshaberin, 1 Photograph, 1 Privatdetektiv, 1 Pugmacherin, 4 Schankwirte, 1 Schneider, 5 Schneiderinnen, 1 Schneidermeisterin, 2 Schuhmacher, 1 Spekteur, 1 Speisewirt, 1 Fischer, 3 Tröbler, 2 Viehhändler, 1 Zigarrenhändler, zusammen 72.

Getrandeter Segler. Bei Siggerbüch in der Nähe von Dahme ist bei Sturm und herrlichem Schneegestöber ein von Schweden nach Lübeck bestimmtes Segelschiff mit einer Ladung Bretter gestrandet. Das Schiff gilt als verloren, auch die Bergung der Ladung dürfte sehr schwierig sein, da sich kein geeigneter Platz dafür in der Nähe befindet.

Körperlänge und Körpergewicht. Zwischen Körpergröße und Körpergewicht besteht eine bestimmte Beziehung, von der ohne Schaben nicht erheblich nach unten oder oben abgewichen wird, wie es namentlich in letzterer Beziehung so überaus oft geschieht. Nach einer Tabelle, die der bekannte Ernährungsphysiologe Geheimrat Professor Jung in den Vorträgen für Volksgesundheitspflege mitteilt, ist das durchschnittliche Gewicht bei erwachsenen männlichen Personen von 167, 170, 180, 190 Zentimeter Körperlänge 114,2 126,6 141,2 und 150,2 Pfund. Viele werden diese geringen Gewichtszahlen nur mit Ueberraschung hören. Man nimmt gewöhnlich 75 Kilo, also 150 Pfund für die erwachsene Person an, ein Gewicht, das hier nur für die Riesen von fast sechs Fuß Höhe angegeben wird, während die Personen mit der statischen Größe von 180 Zentimeter 140 Pfund nur um ein ganz Geringes über-treffen. Aber man darf nicht übersehen, daß die hier angegebenen Zahlen das Normalgewicht für den unbedeckten Menschen darstellen, zu dem bei den gewöhnlichen Gewichtsangaben das nicht unbedeutliche jedoch mehr schwankende Gewicht der Kleidung hinzukommt. Jung gibt an, daß diese Zahlen als Durchschnittszahlen bei einer sehr umfangreichen Statistik gewonnen sind. Ueber die Häufigkeit der Abweichungen und der Grenze, innerhalb deren man das Gewicht noch als normal bezeichnen kann, sagt er nichts. Er meint nur, daß die Gewichtszahlen als normal betrachtet eher zu hoch als zu niedrig sind, denn die übermäßig fetten Personen, die den Durchschnitt erhöhen, wirken stärker auf ihn ein, weil einzelne ihn bis auf 100 u. S. und mehr übertreffen, während die übermäßig mageren Personen, die den Durchschnitt erniedrigen, selten um mehr als 20 u. S. hinter ihm zurückbleiben.

Die Tabelle kann also für jeden einen Anhalt geben, zu kontrollieren, ob sein Körpergewicht seiner Größe entspricht. Man hört sehr häufig von übermäßig fetten Leuten den Trost, den sie sich selbst spenden, daß der Fettvorrat ihres Körpers eine wertvolle Reserve für den Fall darstellt, daß sie krank oder sonstwie zu übermäßig körperlichen Anstrengungen genötigt werden, ohne ihre gewöhnliche Nahrungsmenge zu sich nehmen zu können; dann würde das Fett als Ersatz eintreten, sie würden davon zehren und so würde verhindert, daß sie so schnell von Kräften kämen und Leistungsunfähig würden wie magere Menschen. Das ist aber ein sehr trügerischer Trost. Der Fettvorrat erhöht nicht die Leistungsfähigkeit, sondern vermindert sie, und allmählich wirkt er auch schädigend auf die Gesundheit ein und verkürzt geradezu das Leben. Erfahrungsmäßig entwickeln übermäßig fette Menschen keineswegs eine größere Leistungsfähigkeit als der Mensch mit normalem Gewicht, sondern eine geringere, während es häufig vorkommt, daß unter der Norm magere Personen sich körperlichen Anstrengungen außerordentlich gewachsen erweisen.

pd. Säuerdiebstahl. In der Nacht zum 2. ds. Ms. sind mittels Einbruchs aus einer bei der Gensimestraße aufgestellten Bude 8 Hühner gestohlen worden, die der Täter an Ort und Stelle sofort abgeschlachtet hat.

Altona. Totgefahren. Auf traurige Weise ums Leben gekommen ist ein Arbeiter aus der Friedrichsbadestraße, dessen Leiche am Silvesterabend glücklich verbrannt auf dem Bahngleise der Straße Neumühlen aufgefunden wurde. Da neben der Leiche ein Sack mit Steinkohlen lag, so wird angenommen, daß der Verunglückte, der sich wohl zu Neujahr ein warmes Häutchen wünschte, das Brennmaterial entwendete, dann das Gefährliche trat und von einer Rangiermaschine erfaßt wurde.



## Das Manifest des französischen Parteitages.

Dem Kongress der sozialistischen Partei Frankreichs, der vom Weihnachtsfest bis zum darauffolgenden Donnerstag tagte, lagen, wie die soeben eingetroffenen französischen Parteiblätter mitteilen, über seine wichtigsten Beratungsgegenstände zwei Resolutionen vor. Die eine, die vom Genossen Bourderon eingebracht wurde, einem der französischen Delegierten der Zimmerwalder Konferenz, und die für notwendig erklärt, sofort die internationalen Beziehungen wieder aufzunehmen, erhielt 76 Stimmen; die andere, die von der Resolutionskommission des Kongresses vorgelegt wurde, erhielt 2736 Stimmen. Die angenommene Resolution, die von der „Humanität“ als Manifest des sozialistischen Parteitages veröffentlicht wird, hat folgenden Wortlaut:

„Unter dem Druck des brutalsten Angriffs ist die sozialistische Partei zusammen mit ganz Frankreich in den Krieg eingetreten für das Werk der nationalen Verteidigung, die jede Eroberungs- und Annexionspläne ausschließt. Die Partei wird im Kriege verharren, solange nicht das französische Territorium heil ist und der Versuch der Hegemonie, für die der Angriff das Signal und der Beweis gewesen ist, gebrochen und die Bedingungen eines dauerhaften Friedens sichergestellt sind. Die Bedingungen eines solchen dauerhaften Friedens sind die sozialistische Partei bereits dargestellt. Jeder dauerhafte Friede muß, wie es schon Marx und die Internationale sagte, auf der Proklamierung der Moral und des Rechts und auf der Errichtung der Gerechtigkeit unter den Völkern gegründet sein.

Kein dauerhafter Friede, ohne daß die kleinen Mächte-Nationen in ihrer ökonomischen und politischen Unabhängigkeit wieder hergestellt sind. Die eine hat den Angriff Österreichs erduldet, nachdem sie seit alle Bestimmungen eines Ultimatums angenommen hat, das den Zweck hatte, sie zu demütigen und den Krieg zu provozieren, und obwohl sie über den Rest der Bestimmungen das Haager Schiedsgericht angriffen hatte. Die andere ist vernichtet, weil sie sich geweigert hatte, in ihrer Person einen internationalen Vertrag zu schließen, den alle großen Nationen unter ihren Schutz genommen hatten. Beide, Serbien, wie Belgien, müssen aus ihrem Ruin erweckt werden.

Kein dauerhafter Friede, ohne daß den unterdrückten Bevölkerungen Europas die freie Verfügung über sich wiedergegeben und ohne daß zwischen Frankreich und England-Verbindungen im Sinne eines Rechts, das die Zeit nicht verjährt hat, das Band wiederhergestellt sei, das im Jahre 1871 die Brutalität der Gewalt zerriß, trotz der sozialistischen Proteste von Bebel und Liebknecht in Deutschland selber.

Ist dieses Recht wieder hergestellt, wird Frankreich verstehen, sich klarheit und gerecht zu erweisen, indem es England-Verbindungen selbst aufhebt, aufs neue feierlich, wie es seine Vertreter vor der National-Versammlung von Bordeaux getan hatten, seinen Willen, der französischen Gemeinschaft anzugehören, zu erklären.

Aber wenn auch die verbündeten Regierungen diese Fragen von zugleich moralischer und territorialer Geltung durch ihren Sieg lösen können, bedarf es noch anderer Garantien, zu denen die Mitwirkung der neutralen, ja selbst der feindlichen Völker notwendig ist.

Indem sie ihrerseits jede Politik der Annexion und Eroberungen zurückweisen, indem sie streng an das Prinzip der Nationalitäten halten, werden die Verbündeten den Anklagen entgegen, die ungerechterweise von ihren Gegnern gegen sie erhoben werden.

Aber sie haben noch größere Aufgaben in ihrer Eigenschaft als Kämpfer des Rechts und im Interesse der Zukunft der Welt, für die sie verantwortlich sind. Die Organisation eines internationalen Rechtes erscheint der sozialistischen Partei, die sicher ist, hierin das Gewissen der Menschheit zu vertreten, als die zuverlässigste Garantie eines dauerhaften Friedens, indem die Verbündeten unter sich und zwar alsbald Schiedsgerichtsbestimmungen veröffentlichten über alle Streitigkeiten, die über ihre gemeinsamen Interessen entstehen könnten und ihnen ein Beispiel geben, für das ihnen die neutralen Nationen erkenntlich wären und das den Weg für die einzigen, vollständigen Garantien eines dauerhaften Friedens öffnen würde.

Die sozialistische Partei weiß, daß die Ungerechtigkeit des Kapitalismus bestehen bleibt, das Kapitalismus, dessen wirtschaftliches Konkurrenz-Regime die Entfaltung des kolonialen Systems und des Imperialismus am höchsten gesteigert hat, Kriege bestreitet, auch in Gemeinschaft mit dem Kapitalismus selber die Gefahren des Krieges bestehen bleiben.

Aber die Welt steht vor folgender Alternative: Entweder wird sie die Praxis der Ultimatus beibehalten, und dann wird

der Krieg mit dem vermehrten Gewicht der Rüstungen Europa in irgend eine neue Katastrophe stürzen, in der mit ihm die menschliche Zivilisation zugrunde geht — oder die Nationen werden sich zu der Praxis des internationalen Schiedsgerichtsverfahrens entschließen, zur Begrenzung der Rüstungen, zur demokratischen Kontrolle der eingezogenen Verpflichtungen, zur Abschaffung der Geheimdiplomaten, zur Verstaatlichung der Kriegsindustrie, zur Organisation des wirtschaftlichen und militärischen Schutzes gegen räuberische Nationen. Dann, aber auch nur dann, kann Europa und die Welt mit Ruhe der friedlichen Entwicklung und dem Fortschritt, den den Menschen der Sozialismus bringt, entgegengehen. Demen, die durch ihre Worte und ihre Taten, durch ihre ganze Kriegführung proklamiert haben, daß die internationalen Verträge nur „Papiertücken“ sind, daß Not kein Gesetz kennt, die aus dem Völkerrecht einen Kinderpott gemacht haben, ihnen allen muß der siegreiche Friede, der dem Kriege folgen wird, die Verpflichtung zum Schiedsgericht und die Achtung der Unterschriften auferlegen als allgemeine Regelung des Verfahrens unter zivilisierten Nationen. Wenn die verbündeten Regierungen von jetzt ab erklären, daß sie sich bemühen werden, dem Friedensschluß diesen Charakter zu geben und als oberste Regelung der Konflikte unter den Völkern das Schiedsgerichtsverfahren anzuerkennen, dann werden sie einen unvergleichlichen Anstoß moralischer Kraft den heroischen Kämpfern verleihen, die solchermäßen fühlen, daß das Resultat ihrer Anstrengungen würdig ihres Opfers ist.

Die feindlichen Regierungen sagen ihren Völkern, daß die Verbündeten, indem sie die Niederlage des preussischen Militarismus wollen, die Vernichtung Deutschlands erstreben. Die sozialistische Partei weiß ihrerseits eine solche Auffassung zurück; weder politische Vernichtung Deutschlands, welches dann im Laufe der Zeit von neuem durch Blut und Eisen seine Einheit wiederherstellen müßte, noch wirtschaftliche Vernichtung, die unter Verletzung jeglichen Rechts eine achtelnde Bevölkerung bedrücken und sie dem äußersten Jorn der Verzweiflung preisgeben würde.

Aber der preussische Militarismus, ein System der Brutalität, ein Wille zur Hegemonie, erst der deutschen, dann der Hegemonie über die ganze Welt, ist von allen Militarismen der gefährlichste für die Sicherheit der Welt, gefährlich auch für die Rückkehr Deutschlands selber zu einer Entwicklung des friedlichen Fortschritts. Den preussischen Militarismus dazu zwingen, daß er sich zu den Methoden des Rechts bequemt, das heißt ihn zwingen, sich selbst zu zerstören, indem er seinen Existenzgrund verneint. Damit er es sei, bedürfen die Verbündeten nicht nur des Sieges durch die Waffen, sondern auch des Bestandes der Völker, zunächst des deutschen Volkes selber, wenn es endlich aus dem abscheulichen Kaufschwachs erwacht, in den es seine Regierungen verwickelt haben. Möge darum das deutsche Volk nachdenken über den Ursprung der Katastrophe, möge es die imperialistischen Eroberungspläne prüfen, die durch die regierenden Klassen Deutschlands kundgetan sind, möge es hören auf den Appell derer, die sozialistisch oder nicht, das Gewicht der Mittelkräfte als schwerer finden und möge es dann gegenüber den Herren des Risikos in die entschlossenste und energigste Opposition sich stellen. Möge es das politische Leben der deutschen Nation aufrichten, der deutschen Nation, die zu ihrem ihr eigentümlichen Genie zurückgekehrt sein wird, bei einer Regierungsform, in der das allgemeine Wahlrecht keine leere Phrase ist, in der die Regierungen verantwortlich sind vor der Volkssouveränität und nicht allein vor dem Kaiser, dem ausschließlichen Herrn über die Katastrophe.

Von diesem Gesichtspunkt aus prüft die sozialistische Partei die Frage, ob es angebracht ist, die internationalen Beziehungen und gleichzeitig die Beziehungen mit der deutschen Section wieder aufzunehmen, und sie knüpft die Wiederaufnahme dieser Tätigkeit an die Voraussetzung von Handlungen. Klar und ohne Zweideutigkeit muß die deutsche Sozialdemokratie den längst durch die Internationale festgestellten Grundregeln wider Kraft und Leben verleihen: Zurückweisung des Imperialismus und der Eroberungspolitik; Anerkennung des Rechts, das die Völker haben, über sich selbst zu bestimmen; Protest gegen die Verletzung des Völkerrechts und der Neutralitäten, die unter der Garantie von Europa gesetzt sind. Nur wenn diese Versicherungen gegeben werden, nicht nur als Formeln von Resolutionen, sondern als lebendige Regel ihrer Aktionen gegen die kaiserliche Regierung, nur wenn entscheidende Handlungen durch die Sozialdemokratie oder durch die Minoritätsoptionen vollzogen werden, kann die Wiederaufnahme der Beziehungen ins Auge gefaßt werden.

In der Tat, vom Standpunkt der sozialistischen Partei Frankreichs kann es keine Internationale geben ohne Prinzipien, keinen internationalen Sozialismus ohne Ideale und ohne Seele. Wie sollte die Internationale vorgehen, so sei der Friede der Zukunft, wenn sie, konnte sie auch nicht zurzeit die Kriegsglocke aufhalten, nicht mindestens das unbillige Urteil bewahrt, welches man der Wahrheit schuldig ist; wenn sie nicht Gerüst hält über die Re-

gierungen, die schuldig sind, sich den Vermittlungen und dem Schiedsgericht entgegen und dadurch die Katastrophe beschleunigt, schließlich unermesslich gemacht zu haben.

Die sozialistische Partei Frankreichs kann, wie hinzugefügt sei, nicht zugeben, daß diese Wiederaufnahme als ein Zeichen nationaler Schwäche aufgefaßt wird und sie weist jede Propaganda dieser Art zurück.

Die sozialistische Partei betrachtet als ein hoffnungsvolles Zeichen, daß die internationalen Beziehungen wieder hergestellt werden könnten, den Unterschied, der sich zwischen den imperialistischen Sozialisten Deutschlands und der Minorität bemerkbar macht. Das Anwachsen dieser Minorität ist es, welches die Ehre des internationalen Sozialismus selber retten wird und welches vielleicht, wenn die Minorität energisch und weitblickend ist, die Erneuerung und das Heil des deutschen Volkes herbeiführen wird. Es steht in der Macht des deutschen Sozialismus, die Frist abzukurzen, in der der internationale Sozialismus seinen Lauf wieder aufnehmen kann. Indem er Lehren zieht aus der Lektion dieses Krieges, der mehr noch als der Friede geübt hat, wie unvermeidlich die regierenden Klassen sind, um die menschlichen und sozialen Kräfte zusammenzufassen, um allen Völkern das Regime taftkräftiger Demokratie zu verleihen, um dem Allgemeininteresse das Sonderinteresse zu opfern, das durch die Konkurrenz der kapitalistischen Produktion ins Ungemessene gesteigert wird, weiß der Sozialismus, daß die Zukunft der geklärten und lebendigeren Internationalen nahe und leuchtende Verantwortlichkeiten auferlegt. Und weil sie weiß, daß sie dieser Zukunft dient, schaut die sozialistische Partei Frankreichs entschlossen auf ihren Weg. Gemäß den Prinzipien und in voller Uebereinstimmung mit seinen Zentralorganisationen gibt der Kongress seinen Vertretern den Auftrag, jückerhin durch die Bewilligung der Kredite die Mittel zum Siege zu gewährleisten und durch seine drei Delegierten beim Werk der nationalen Verteidigung mitzuwirken. Des weiteren erklärt der Kongress, daß er in Hinblick des Friedens, der nicht separat geschlossen werden dürfte, den Worten zustimmt, die Minister Asquith im Unterhaus gesprochen hat. (Folgt der bekannte Passus aus der Rede Asquiths.) Der Kongress erinnert die sozialistische Parlamentsfraktion an die Einheit der Aktionen, die die Einheit der Abstimmung im Parlament in allen wichtigen in sich schließt. Der Kongress erinnert nochmals alle Kampfgenossen, die Führer wie die Organisationen, an die mehr als je gebietrische Notwendigkeit der Einheit der Partei; er erinnert daran, daß jede öffentliche Aktion in der Presse wie im Parlament oder in der Agitation für jeden getragen sein muß von der ehrlichen Beachtung dieser vom Kongress angenommenen Resolution sowie auch von der Sorge, daß die Schwere der Aktionen durch keine Uebertreibung der Rede, noch durch persönliche Polemik vergrößert werden. Er erinnert alle daran, daß jede Sonderaktion zur Konsequenz haben muß nicht allein eine Schwächung der Einheit der Partei, sondern auch die Schwächung des Werkes der nationalen Verteidigung, an der die Partei mitarbeitet.

Die Partei rechnet darauf, in diesen schrecklichen Stunden, daß ihre Kampfgenossen, sowohl die Dabeimgebliebenen wie die an der Front, um ihre doppelte Pflicht zu erfüllen, sich begeistern lassen von dem glühenden Andenken an Jaurès und Bailant, die beiden großen Taten, die die Partei beweist und die der Krieg, der Entsejeler wildester Hasses, der Säemann ungeheurer Schmerzen, der Sache Frankreichs und des internationalen Sozialismus geraubt hat.

## Vom nordöstlichen Kriegsschauplatz.

Deutsche Verwaltung im besetzten russischen Gebiet.

Hauptquartier des Oberbefehlshabers 20. 12. 15.

Die Vorstellungen und Wünsche der meisten Leser spannen im allgemeinen unvermittelt von der Heimat zu den Truppen an der Front hinüber. Hier weilen sie mit ihren Gedanken, ihrem Hoffen und Furchen, mit ihren Sorgen und Erwartungen. Das ist erklärlich: die Front ist die Rampe des Kriegstheaters. Hier vollzieht sich die Handlung, hier wecheln die blutigen Szenen im welterschütternden Drama des juchzenden Ringens, das die Menschheit je erlebte. Hier hält der Tod seine reichste Ernte, und jeder Stich in die Brust eines Soldaten, jeder Schuß, der eines Kriegers Körper trifft, jede Verletzung, jeder Todesfall an der Front reißt auch in der Heimat Wunden auf. Und von den Ereignissen an den Fronten erwartet man die Hauptentscheidung über Dauer und Ausgang des Krieges. So wirken persönliche und allgemeine Interessen zusammen, die den Schützengraben zum Zentralkpunkt der Aufmerksamkeit machen.

## Vater und Sohn.

Eine oberfränkische Dorfgeschichte von Heinrich Schaumberger.

### 1. Fortsetzung.

Johannes war auf Befehl des Vaters in den Reihen getreten, aber sobald es ging, schlich er hinweg, lehnte sich in ein Fenster und starrte traurig hinaus in die Nacht. Plötzlich legte sich eine weiche Hand auf seine Schulter; erschrocken fuhr er herum und blickte in ein paar große, unschuldige Kinderaugen, die ihm heiter entgegenlachten. Das schlanke Mädchen, dem er heute auf dem Hauptplatz so vertraut zugenickt, stand vor ihm und sagte: „Jetzt such' ich dich, wer weiß wie lang, in allen Ecken und Werten um ein Haar an dir vorbei gegangen. Ist das eine Art, in die Nacht hinauszuwandern nach den Irgeistern und feurigen Männern, die draußen ihr Wesen treiben, während um dich die Leute so vernünftig sind?“

„Der Lärm tut mir weh, draußen ist's so still — ich möchte fort, weit fort.“

„Siehst du? Das kommt davon! Rasch in den Tanz, über ein fröhliches Herz hat der Nachtpup keine Gewalt.“

„Aber ich bin nicht fröhlich, Auguste, ich kann nicht tanzen.“

Der neckische Zug um Augen und Mund des Mädchens verschwand bei der Frage: „Und was ist's schon wieder?“

„Sagt du nicht bemerkt, wie der Vater vorhin die Mutter und mich vergessen hat, wie er uns so hart ansah?“

„Mir hat es weh getan, Johannes,“ entgegnete das Mädchen und drückte ihm die Hand, „ich wollte nur nichts sagen, um dir das Herz nicht schwer zu machen. Du nimmst alles so ernst. Lieber Gott, solche Verdrießlichkeiten kommen in jedem Haushalt vor, bei uns auch, und wenn man sich wegen jeder Kleinigkeit ein graues Haar wachsen lassen wollte, mit achtzehn Jahren hätte man einen weißen Kopf.“

Johannes blickte lächelnd auf das Mädchen und meinte: „Bei dir hat es noch kein: Gefahr!“

„Ich danke auch dafür!“ lachte sie fröhlich und schüttelte die schwarzen dunkelblonden Flechten, die sich wie ein Kranz um den feinen Kopf legten. „Jeder Mensch hat einen Hochmut, warum sollte ich nicht auf meine Föpfe stolz sein? Aber im Ernst, du verbiest gar nicht, daß ich dir noch ein gutes Wort gönne, höre magst du dir sein, recht böse. War ich so glücklich, als ich das Glas erhabte, ich dachte, das macht dem Johannes gewiß auch Freude, und er wird nicht wissen, wie er mich genug loben soll. — Aber verlaß dich auf Männer! — Der Herr da denkt gar nicht dran, wie ich seine eigenen meine Köse in Gefahr brachte und mir fast die Fänge habe abtrennen lassen — hätte ich das zuvor gewußt! — Der Strauß hat ich dir auch nicht, was mir die Hirtentochter aus dem Glas prophezeit hat.“

„Auguste, du hast recht!“ rief der Jüngling und ergriff beide Hände des holden Mädchens. „Werde mit und tue nicht so heimlich; was hat die Kathrin prophezeit?“

„Ei, dich doch die Auguride!“ neckte Auguste. „Aber gib dir nur kein Mühe, du bringst nichts aus mir heraus.“

Johannes hatte keinen Kummer vergessen und ging fröhlich auf den Scherz ein; als er sich jedoch aus Raten legen wollte, lachte sie ihn aus und meinte über und über rot: „Sei nur still, du erzählst nichts, kein Mensch erzählt was, es ist ja doch bloß dummes Zeug. Laß das und komm, wir wollen tanzen.“

Mancher Blick folgte dem schönen Paar; die Bergbauernleute, Augustens Eltern, nickten der Annelies lächelnd zu, nur der Frieder hatte dafür keine Augen. Im Eifer, andre zur Fröhlichkeit aufzumuntern, war er selbst in ausgelassene Lustigkeit und in eine merkwürdige Tanzlust geraten. Alle Nachbarn und ihre Töchter hatte er schon in die Reihen geführt, als er seine Wags, die Bärbel, nebendraußen bemerkte; kurz entschlossen ging er zu ihr und sagte: „Komm, Bärbel, haben wir so manche schwere Arbeit zusammen vollbracht, wollen wir heute auch eins tanzen.“

Bärbel hatte dagegen natürlich nichts einzuwenden, am Ende des Reihens sagte sie: „Denn, einen Tänzer wie Euch hab' ich mein Lebtag nicht gehabt.“

„Geh doch!“ lachte Frieder, „das ist lange vorbei. — Ja, wie ich in deinem Alter war, damals habe ich's mit jedem aufgenommen.“

„So dürft Ihr nicht reden; — aber freilich — 's ist schade um Euch.“

„Bist du närrisch? Warum?“

„Dum!“ sagte Bärbel, die an ihren Schürzenbändern zapfte und nur mit einem blühquellenden Blick Annelies streifte. „Du dauert mich eben.“

Frieder fuhr zusammen; ganz verändert, blaß, mit juckenden Augen sah er dem Mädchen nach, dann setzte er sich knister in eine Ecke und trank. Aber je mehr Bier er hinabschlürzte, desto nächterner ward er, fort und fort klang ihm in den Ohren: „Ihr dauert mich!“

Um Weiß und Rind kümmerte er sich nichts; den Bergbauer, der ihn mit heimnehmen wollte, fertigte er kurz ab; als der letzte verließ er den Saal und wandte im grauen Morgen heim.

Unausgesprochen war er sich auf sein Bett, drückte die geballten Fäuste vor die Stirn und stöhnte: „Es ist schade um Euch! sagt sie. — Wo habe ich bis heute meine Augen gehabt?“

### 2.

#### Aus vergangenen Tagen.

Ehe wir dem Gang der Ereignisse folgen, ist es nötig, einen Rückblick in die Vergangenheit der Schreinerspaule zu werfen. Frieder, der einzige Sohn des reichen Schreinerspaule, war seinerzeit der glücklichste Burche Bergheims; alle Mädchen sahen

an die Fenster und machten lang' Hälse, wenn er im Sonntagsstaat über die Gasse schritt. Dabei hielten die Männer große Stücke auf ihn wegen seiner Reckhaftigkeit und Tüchtigkeit; seine Kameraden waren für ihn durchs Feuer gegangen, denn eine aufrichtiger, treuer Seele konnte es nicht leicht geben, dazu immer heiter und fröhlich, stets zu Scherz und Neckereien aufgelegt, war er noch abend ein Sänger, der weit und breit seinesgleichen suchte. Frieder ward darum der Liebling aller Mädchen, der Gegenstand heimlicher Wünsche und Hoffnungen; die reichsten und stoltesten Schönen warfen ihre Netze nach ihm aus und leuchteten im stillen; klopfte er doch bei mir an, wie gern wollte ich ihm aufstun! Allein alle Bemühungen waren vergebens; merkte Frieder dergleichen, so lachte er darüber. Schon lange hatte er das schönste und bravste Mädchen im Dorf, freilich auch das ärmste, ins Herz geschlossen, und als sie ihm eines Abends gestand, sei sie ihm von Kind auf gut gewesen, war er der glücklichste Mensch unter der Sonne. Im Dorf gab es wohl in großes Aufsehen, als es hieß: der Schreinerspaule geht mit dem Friesenmargale! — Die verschmählten reichen Mädchen rümpften spöttisch die Nase, und der Schreinerspaule schalt heftig auf die „Dummheit“ seines Sohnes. — Allein Frieder ließ die Leute reden, tröstete sein Margale und erklärte dem Vater ernsthaft: „Die Margarete ist so brav und tüchtig wie eine, wenn sie gleich arm ist. Ihr selber könnt nichts an ihr aussetzen, drum hört auf zu schelten, ich lasse doch nicht von ihr.“

Um jene Zeit begann der alte Tod zu micken; bald sahen die Männer Tag und Nacht bei ihm, der Schreinerspaule! stets am längsten; danach stießen dunkle Gerüchte durchs Dorf, beim Tod gehe es nicht lauter zu und es werde hoch gepiekt — aber es blieben Gerüchte, Gewisses wußte niemand. Hatte Frieder acht gegeben, wäre ihm vielleicht die Veränderung seines Vaters aufgefallen, allein über seine Liebe vergaß er die ganze Welt; nach und nach erst, wie der Vater immer mürrischer und verbissener in Haus und Werkstatt herumwirtschaftete, wie ihm kein Mensch etwas zu Dank machen konnte, dämmerte ihm die Ahnung auf, es müsse etwas nicht in Ordnung sein. Als sein Vater einmal nach einer durchschwärzten Nacht in die Werkstatt wandte, vor den Gefellen in Schmähen gegen Margale ausbrach und Frieder mit Fluch und Entehrung drohte, wenn er nicht in dieser Stunde noch von ihr lasse, warnte es in ihm auf, den Hobel warf er in eine Ecke und sagte: „Ich habe ertragen, was zu ertragen war, nun hat es aber ein Ende!“ Tag und Nacht kommt Ihr nicht aus dem Wirtschaftshaus — die Mutter drehte sich im Grabe um, wenn sie das wußte! — der ganze Haushalt liegt allein auf mir, und doch, brummt Euch der Kopf, muß ich es ausbaden. Ich jug' Euch, von der Margarete laß ich nicht, und wenn alle Strick zerreißen, keine Nacht der Welt bringt uns auseinander.“ — Paule war bleich geworden und ging still hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

